

Hans Ulrich Gumbrecht

# Sepp

Mein Leben auf Halbdistanz

Suhrkamp



SV



Hans Ulrich Gumbrecht

# Sepp

Mein Leben auf Halbdistanz

Suhrkamp

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Laura Teresa Gumbrecht

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43279-2

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

## Inhalt

### UNZUVERLÄSSIGER ERZÄHLER

Mehrere Warnungen 7

### WÜRZBURG

Heimat der Trostpreise 19

### ÜBERSEE

Entleerung des Ursprungs 53

### PARIS

Emeritierte Hauptstadt des Geistes 71

### MÜNCHEN

Alma Mater im Plural 99

### SALAMANCA

Silhouette aus Ambivalenzen 125

### KONSTANZ

Emanzipierende Enge 153

### BOCHUM

Normalisierende Ebene 183

RIO DE JANEIRO

Berührende Schwerkraft 211

BERKELEY

Einschneidende Aussicht 233

SIEGEN

Tal in der Mitte 261

DUBROVNIK

Paradoxie der Quarantäne 293

HAUPTSTADT DER DDR

Östliche Verpackung westlicher Träume 317

STANFORD

Umzüge des Geistes 341

SANTIAGO DE CHILE

Enden der Welt 411

KYOTO

Ferne ohne Distanzen 427

MOSKAU

Gestorbener Traum 443

JERUSALEM

Aufgeschobene Erlösung und  
verebbende Geschichten 457

Personenverzeichnis 487

# UNZUVERLÄSSIGER ERZÄHLER

## Mehrere Warnungen

Ein leidenschaftlicher Leser bin ich nie gewesen, so oft, gerne und hartnäckig ich das auch behauptet habe. Als Beispiel kommt mir das Verhältnis zu einer Sammlung von dunkelgrünen Karl-May-Bänden mit ihren suggestiv-farbigen Titelbildern in den Sinn. Da es um 1960 zum Ehrgeiz unter Schülern der ersten Gymnasialjahre gehörte, möglichst viele dieser Bücher »durchgeschmökert« zu haben, konnte ich wahrheitsgemäß angeben, über sechzig von ihnen zu kennen, was beinahe der gerade erreichten Zahl ihrer laufenden Neuveröffentlichung entsprach. Doch in den meisten Romanen hatte ich bloß lange genug geblättert, um mit geduldigeren Lesern halbwegs über sie reden zu können, und wenn mir einige von ihnen etwas besser gefielen, dann waren das nicht die berühmten Winnetou-Bände *Der Schatz im Silbersee* oder *Durch die Wüste*, sondern die vom geschäftstüchtigen Verlag soeben wiederentdeckten Geschichten aus der südbayerischen Welt mit Titeln wie *Der Peitschenmüller* oder *Der Silberbauer*.

Sechs Jahrzehnte später und frisch emeritiert von meiner Stelle als Literaturwissenschaftler an der Stanford University hatte sich nur wenig geändert. Auf die gut gemeinte Frage von Kollegen, wie ich denn die frei werdende Zeit im letzten Lebensabschnitt nutzen wolle, antwortete ich meist mit dem standesgemäßen Verweis auf einen tatsächlich vage bestehenden Vorsatz, nun endlich alle literarischen Texte von Gottfried Keller zu lesen, dessen *Grüner Heinrich* mich in frühen Studiensemestern besonders interessiert hatte. Doch

an einem strahlenden Ferienmorgen, als ich es mir am Strand der Hawaii-Insel Maui mit Bänden der Keller-Ausgabe aus dem Deutschen Klassiker Verlag auf dem Liegestuhl bequem machte, verlor der Gedanke für immer seine milde Faszination.

Lesen ist also tatsächlich keine meiner Leidenschaften. Daran erinnern jeden Abend zwei neben dem Bett meiner Frau stehende Türme von belletristischen Wälzern, wie man sie als unsortierte Ware in Flughafenläden findet. Eben darauf, dass sie nicht »anspruchsvoll« sind, kommt es Ricky an. Denn ohne mindestens eine halbe Stunde mit entspannter Hochgeschwindigkeit in solchen Pageturnern zu lesen, kommt sie nicht in den Schlaf und hat also über die Jahre Abertausende Seiten hinter sich gebracht. »Division of labor, you write and I read«, sagt sie, wie immer ironisch, und ergänzt ab und an, ebenfalls ironisch, dass sie mich um die Fähigkeit beneide, die Inhalte von Büchern oder Essays »durch bloßen Blick auf Umschlag oder Titel, ohne wirkliches Lesen zu absorbieren«. Der Kommentar trifft einen Aspekt meiner eigenartigen Lektüregewohnheit. Kaum je lese ich Texte zu Ende, und wenn dies einmal der Fall ist, empfinde ich höchstens Freude über die erledigte Arbeit.

Zu den wenigen Ausnahmen gehört der nicht lange zurückliegende, fast schmerzliche Moment, als ich auf der Bank einer Frankfurter Bushaltestelle ein zweites Mal im Leben bei den letzten Sätzen von Theodor Fontanes *Effi Briest* angekommen war. Oder die Freude an dem in den späten 1940er Jahren entstandenen Madrid-Roman *Tiempo de silencio* von Luis Martín-Santos mit seinen präzisen Stimmungsbeschreibungen. Eine Ahnung davon, wie sich leidenschaftliches Lesen anfühlt, habe ich also. Doch meistens höre ich zu lesen auf, sobald ich gefunden habe, was ich von einem Buch wissen wollte und musste, oder auf eine Idee gestoßen bin, die das Denken in Gang bringt. Außerdem lese ich, wenn ich einen Text wirklich Wort für Wort verfolge, sehr langsam, was es schwierig macht, Lektüresitzungen in meine stets engen Zeitpläne einzubau-

en. Der zu diesem Zweck reservierte Stuhl im Büro der Stanforder Bibliothek ist seit Jahren leer geblieben.

\*

Solches Verhalten scheint meinem Status als emeritierter Literaturwissenschaftler zu widersprechen und ist weit genug von einschlägigen Erwartungen entfernt, um sowohl Peinlichkeit auszulösen als auch das Selbstverbot, vom flagranten Lesemangel zu reden. Geradezu als Schande gilt er in der US-amerikanischen Mittelstandskultur, die *close reading* als höchste Form gebildeter Erfüllung feiert. So habe ich die Idee meines Kollegen Franco Moretti als unerwartetes Glückseignis registriert, dieser Tradition ein überblicksorientiertes *distant reading* als positiven Begriff und akademische Provokation entgegenzusetzen. Doch das Leben als Literaturwissenschaftler konfrontiert mich unversöhnlich mit einem Parallelproblem. Denn nicht allein Leseleidenschaft und Lesegeudl gehen mir ab. Auch ein Schreibtalent zählt nicht zu meinen Stärken. Zwar habe ich seit der Pubertät beständig Texte verfasst, einschließlich der – lange geleugneten und für zukünftige Literaturwissenschaftler obligatorischen – pseudoavantgardistischen Gedichte, doch Komplimente für den Schreibstil sind erst zögerlich angekommen, als ich auf den höheren Stufen der akademischen Autoritätsleiter angekommen war. Eine 1977 gedruckte, sonst eher wohlwollende Besprechung meiner als Buch veröffentlichten Doktorarbeit endete mit dem dringenden Rat, ich möge mich zur Verbesserung der gezeigten Prosa einer »Legastheniker-Behandlung« unterziehen. Schwer vorstellbar, dass heutige Fachzeitschriftenredaktionen Sätze dieser Direktheit durchgehen ließen, aber ich habe den drastischen Hinweis durchaus verstanden, ohne je zu einem flüssigen, prägnanten oder gar eleganten Schreiben gelangt zu sein.

Schließlich sollte ich zugeben, dass mir auch am Unterrichten

nie wirklich viel lag. Zwar sind die für Gehaltsentwicklungen an amerikanischen Universitäten ausschlaggebenden Bewertungen meiner Kurse und Seminare über die Jahre fast immer überraschend gut ausgefallen, und natürlich kenne ich die Freude jener inspirierenden Momente, wo Diskussionen mit Studierenden in unerwartete Richtungen Fahrt aufnehmen. Aber ein elementares Lehrbedürfnis ist mir fremd. Ich habe mich auf die Geisteswissenschaften eingelassen, weil dort ein Lebensunterhalt mit Beschäftigungen zu verdienen ist, deren Inhalte mich unterhalten, obwohl sie kaum einem gesellschaftlichen Bedarf entsprechen. Um eine solche Berufspraxis zu ermöglichen, war Lehre als Teilverpflichtung akzeptabel. Selbst bei der Beschreibung gelegentlicher Arbeitsergebnisse geht es mir weniger um Mitteilungen an potentielle Leser als um den Versuch, Gedanken auf dem Weg ihrer Verschriftlichung mehr Kohärenz, Kontur und Komplexität zu geben.

Warum ich ohne Lesepassion, ohne Berufung zur Lehre und unter einem nie ganz abgeklungenen Verdacht von bestenfalls mittelmäßigem Schreibtalent nach dem Abitur mit erstaunlichem Enthusiasmus und alternativloser Gewissheit beschloss, ausgerechnet Literaturwissenschaftler zu werden, weiß ich bis heute nicht. Dass ich über markante mathematische, naturwissenschaftliche oder gar manuelle Begabungen schon gar nicht verfügte, war mir allerdings früh deutlich geworden. Auch sogenannte anspruchsvolle Hobbys habe ich nie gepflegt, weil die vorausgesetzten Kompetenzen fehlten. Versuche mit Briefmarken und Schach, Reiten und Segeln endeten eher bedrückend. Sollte meine Studienwahl letztlich eine Entscheidung für die am wenigsten auffällige »Nichtbegabung« gewesen sein? Hinter dieser Frage steht keinesfalls tugendsame Bescheidenheit. Im Gegenteil. »Bescheidenheit ist kaum dein Hauptproblem«, versichert mir Ricky im typischen Ton. Und sie hat recht. Aus unbegründeter Unbescheidenheit hat sich dann auch eine kritische Einschätzung gesellschaftlicher Leistungspotentiale der Literatur- und Geisteswissenschaften entwickelt, die Teil meines aka-

demischen Profils geworden ist. Schon die allein im Deutschen ohne Bedenken eingespielte Übertragung des Konzepts von »Wissenschaft« auf unsere Fächer irritiert mich, wann immer ich dieses Wort in den Mund nehme. Angesichts derart ungünstiger Vorbedingungen ist es einigermaßen überraschend, wie gut es mir trotz aller immer nur wachsenden Bedenken in den Geisteswissenschaften gegangen ist.

\*

Bei jedem Anlass zum Rückblick entdecke ich aber auch Spuren eines ganz im Gegensatz zu den Talenten »grenzenlosen« Ehrgeizes, wie meine Mutter eigenartig erleichtert zu sagen pflegte. Er manifestiert sich vor allem in einer Fixierung auf »zählbare« Meilensteine und Erfolge. Die sehr frühe Ernennung zum Professor spielt eine Rolle, die Serie weiterer »Rufe« das ganze Arbeitsleben hindurch und die Gruppe ehemaliger Studentinnen und Studenten, an deren akademischen Karrieren ich beteiligt war. Noch mehr liegt mir an einem Publikationsverzeichnis, das ich obsessiv ergänze, obwohl es niemand außer mir liest. Stand Spätsommer 2025 und einschließlich der existierenden Texte über meine Arbeit, die ich natürlich nur anführe, um das Gesamtvolumen in die Höhe zu treiben, enthält es 2535 Einzelveröffentlichungen; werden Übersetzungen und Mehrfachpublikationen mitberücksichtigt, sind es sogar 3525 Titel, davon sechzig Monographien und Sammlungen eigener Aufsätze mit meinem Namen auf dem Cover. Der Versuchung, solche Zahlen möglichst früh in diesem Buch zu nennen, kann ich nicht widerstehen, sowenig sie mit Qualität oder wahrer Bedeutung zu tun haben mögen. Sie geben mir einen Anhaltspunkt, um Unsicherheiten über die »Lebensleistung« in Schach zu halten, die mich nie mehr verlassen werden. Einmal abgesehen von der späten und nun wirklich unerwarteten Entdeckung, dass mir die allwerktägliche Arbeit – selten weniger als 15 Stunden vom sehr frühen Mor-

gen bis zum frühen Abend – zunehmend Spaß und Überlegungen überflüssig gemacht hat, wie ich sonst meine Zeit verbringen sollte. Der Ehrgeiz und die unvermeidlich an ihn gebundenen Enttäuschungen sind jedoch nie ganz verschwunden. Ich bemerke, wie »Prominente«, denen früher gelegentlich an meinen Meinungen zu liegen schien, inzwischen nicht mehr auf Weihnachtsgrüße oder E-Mails reagieren – zu ihnen gehören ein ehemaliger deutscher Außenminister und ein Fußballtrainer, der mit seiner Mannschaft die Champions League gewonnen hat.

Anders als Zahlen und öffentliche Aufmerksamkeit habe ich akademische Selbstfeiern und auch die Arbeit an Autobiographien, die neue Beschäftigungstherapie für pensionierte Hochschullehrer, immer für Anzeichen schlechten Geschmacks gehalten – bis mich vor gut zwei Jahren und zunächst ohne plausiblen Anlass per E-Mail der Wunsch des Verlegers und der Wissenschaftslektorin meines Verlags in Deutschland erreichte, uns doch bald einmal zu einem Online-Gespräch zu treffen. Die Unterhaltung begann mit der in nüchternem Ton formulierten Aufforderung, eine intellektuelle Autobiographie zu schreiben. Auf Deutsch allerdings, im Gegensatz zu den auf Englisch verfassten Büchern der letzten Jahre – kam als einzige Bedingung hinzu. Die implizite Wertschätzung mit ihrem Energieschub für ein brüchiges Selbstbild erreichte mich ohne weiteres. Doch zunächst hielt ich an meinem Geschmacksurteil fest, weil ich vom Gewicht des Begriffs »Autobiographie« eingeschüchtert war. Wie viele Leserinnen und Leser denn wohl an einem Buch über mein in seiner Regelmäßigkeit wenig dramatisches Arbeitsleben interessiert sein könnten, fragte ich ungewohnt sachlich zurück, da ja weder mein abgeschlossenes Professoren- noch mein schönes Familiendasein mitreißende Erzählstoffe abgäben. Die Antwort blieb pragmatisch und im Ton unterkühlt: »Das ist unser Problem.«

\*

So schrieb ich an einem der zur Frühjahrszeit gar nicht so seltenen kalifornischen Regentage in der Green Library auf dem Campus von Stanford tatsächlich die ersten Seiten dieses Buches, ohne die Furcht vor der Gattung verloren zu haben. Noch schwebte mir kein Bild von möglichen Lesern vor, wie es seit den *Confessiones* des heiligen Augustinus zu den Regeln des Schreibens über das eigene Leben gehört – an keinen Geringeren als Gott selbst wandte sich jener große Vorgänger. Was kann ich bieten, und wen könnte das eventuell zu Bietende interessieren, selbst wenn es um »Geständnisse« ginge? Natürlich hatte ich Freunde nach ihren Erwartungen gefragt und verhaltene bis ermutigende, aber vor allem durchaus zentrifugale Antworten bekommen. Ob es nicht der Mühe wert sei, hörte ich, die für Außenstehende wohl exotische Welt unseres Berufs zu beschreiben, in dem man mit Nachdenken und Reden über Gegenstände der eigenen Faszination einen Lebensunterhalt verdient, ohne wie Ärzte, Juristen und Ingenieure gut umschriebene Funktionen in der Gesellschaft zu erfüllen? Dieses Projekt lief für meinen Geschmack allzu unvermeidlich auf eine sonntagsredenhafte Verteidigung der Geisteswissenschaften hinaus, so fad wie Sekt Orange. Einige ehemalige Doktoranden schlugen eine Erzählung vor, die erklären sollte, wie ich ein motivationsstarker »Coach« in der akademischen Welt geworden bin. Die sportliche Konnotation machte mir Freude, doch wem außer meinen früheren Studenten sollte an dem Thema gelegen sein? Oder an der Idee in Moll, alle bewahrten Erinnerungen auf den nicht mehr fernen eigenen Tod zu beziehen? Neben der Vorstellung eines depressionsfördernden Schreibprozesses geriet mir die drohende Konkurrenz mit literarischen Meistern zum Albtraum, die sich an dieser Aufgabe abgearbeitet hatten.

Über einem Kaffee an der Hebrew University in Jerusalem formulierte der große Historiker Dan Diner dann einen Gedanken, der mir grandios genug für meine Unbescheidenheit, aber auch passend für die Erwartungen jener Leser vorkam, an die der Verlag anscheinend dachte. Da sich mein Leben zu beinahe gleichen Teilen auf zwei

Kontinenten mit ihren verschiedenen intellektuellen Welten und im Gespräch mit Denkern aus vielen Ländern vollzogen habe, sagte Diner, sei ich ein außergewöhnlich qualifizierter Beobachter geworden, einer, der in der Lage sein könnte, die komplexen Bewegungen des Geistes seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts nachzuzeichnen. Auch die entmutigende Konsequenz seines Vorschlags, dass es sich dabei um einen Text in der von Hegel ausgehenden Denktradition handeln müsse, ersparte er mir nicht. Und gerade der Eindruck einer drastischen Überforderung gab meinem bis dahin vagen Buchprojekt einen Fokus. Statt allzu differenzierter Vorsätze sollte die ebenso einfache wie überwältigende Frage nach Bewegungen des Geistes mein Buch ausmachen. Es geht also um die Wette, dass sich die unter Intellektuellen heute verpönte Geschichte des Geistes aus den alltäglichen Erinnerungen und der Ich-Perspektive eines Literaturprofessors neu beleben lässt.

\*

So genau wie möglich möchte ich über bestimmte Momente meiner Existenz berichten, doch die Genauigkeit soll weder in freudianische Selbstanalyse noch in eine Imagepflege nach ethischen Prinzipien entgleiten, denn was mich angeht, ist es für Therapie- oder Veränderungsprojekte längst zu spät. Auf einem solchen Weg des Schreibens stößt man auf ein Problem, das allgemein vertraut und für mich zu ungeahnter Größe angewachsen ist. Wir alle kennen die Schwierigkeit, zwischen der Realität vergangener Situationen oder Ereignisse und den Sedimenten von Geschichten zu unterscheiden, mit denen wir uns immer wieder auf sie bezogen haben. Dass ich zum Beispiel die ersten Tage der Grundschule eingeschüchtert und mit Angst durchlitten habe, wird mir bis heute gelegentlich in Erregungen gegenwärtig, die mein Körper unauslöschlich festgehalten hat. Wenn ich jedoch vom Ursprung des Traumas spreche, dann geht die Erzählung beinahe immer in eine Szene über, wo mei-

ne Lehrerin den Eltern mitteilt, dass ich auf die Sonderschule (damals »Hilfsschule«) verwiesen werden müsse, und kommt bei einem Gespräch zuhause an, dessen drängender Ernst mich wohl lebenslang auf eine maximale Anstrengung des Lernens verpflichtet hat. Ob diese Momente je wirklich waren, ob die Eltern sie erfunden hatten und mit nachhaltiger Wirkung heraufbeschworen oder ob sie beim eigenen Erzählen entstanden sind, vermag ich nicht zu sagen.

Da mir das Spiel des Alleinunterhalters allzu sehr liegt, habe ich im Lauf der Jahre ein schier endloses Repertoire solch vermeintlicher »Erinnerungen« produziert. Viele kann ich mühelos von den wahrscheinlich wirklichen Bildern der Vergangenheit abheben, und ebendiese Absicht steht hinter dem Autorenvorsatz der Aufrichtigkeit. Mit ihm stemme ich mich auch gegen die Befürchtung eines im Alter nachlassenden Gedächtnisses. Doch ein Rest von Erinnerungen, deren Authentizität ich kaum garantieren kann, wird sicher bleiben. Ich bin also ein unzuverlässiger Erzähler, nicht allein wegen meines fragilen Selbstbilds und des von ihm angestachelten Ehrgeizes, sondern auch aufgrund einer Redseligkeit, die jenes Gedächtnisproblem gerne übersieht. Dies alles entspricht allerdings nur marginal dem Begriff vom *unreliable narrator*, den der Literaturwissenschaftler Wayne Booth für Formen absichtlicher Leserirreführung in realistischen Romanen eingeführt hat. Irreführen möchte ich meine Leser eigentlich nicht, jedenfalls nicht öfter, als andere dies tun. Vielmehr sehne ich mich danach, dass sie an meinen Worten hängen – notfalls auch auf Kosten der Zuverlässigkeit.

\*

Während ich also nicht wusste, ob und wie ich meinen Erinnerungen einen zuverlässigen Wirklichkeitsgrund geben kann, hat mich die Vielfalt, mit der sie sich einstellten, überrascht, ja geradezu überwältigt. Nach welchen Kriterien sollte ich bloß diese Komplexität

reduzieren, ihr eine Form geben? Wie sind die über hundert sowohl eng als auch doppelseitig beschriebenen Karteikarten auf meinem Schreibtisch zu verarbeiten? Hinsichtlich der Form kamen mir – als trotz aller Exzentrizitätsbemühungen typischer Geisteswissenschaftler – zunächst ausgefallene Modelle in den Sinn, die blanke Umkehrung der chronologischen Reihenfolge etwa oder die Verdichtung der laufenden Zeit zu einer synchronisierenden Epoche. Am Ende bin ich aber zu der Meinung gelangt, dass angestregte Varianten der Darstellungsprägnanz nur schaden würden. Deshalb werde ich einfach vom Anfang des im Gedächtnis gespeicherten Lebens bis zu seiner Gegenwart erzählen.

Diese zeitliche Abfolge sollen Kapitel ausmachen, deren Inhalte an jeweils einen Ort gebunden sind: Würzburg, Paris, München, Salamanca, Konstanz, Bochum, Rio de Janeiro, Berkeley, Siegen, Dubrovnik, Berlin, Stanford, Santiago de Chile, Kyoto, Moskau und Jerusalem. Meine Lektorin Eva Gilmer spricht von einem »Archipel aus Denkinseln«, deren Beschreibungen die jeweiligen Etappen meines Lebens überschießen. Obwohl sich etwa eines der frühen Kapitel auf Paris bezieht, weil mehrere Aufenthalte in der französischen Hauptstadt zu meinen letzten Jahren am Gymnasium gehörten, schließen seine Seiten auch Erlebnisse aus späteren Jahren ein. Ganz andere Gründe haben für Orte und für die Kategorie des Raums als Fokus der verschiedenen Buchteile gesprochen. Zunächst die biographische Tatsache, dass eine ungewöhnlich lange Reihe von Städten meinem Erleben vom Fortgang des Geistes seine individuelle Form gegeben hat. Vor allem aber ist »Präsenz« als Grundbegriff und als Zielvorstellung über die Jahre zum Zentrum der eigenen Arbeit geworden. »Präsenz«, die hervorgeht einerseits aus der doppelten Verarbeitung aller Wahrnehmungsgegenstände durch Sinnzuschreibung und andererseits – auf diesen Aspekt kommt es hier an – durch Bezugnahme auf die vom Körper des Wahrnehmenden eingenommenen Räume. Der Präsenz-Gedanke als Raum-Gedanke hat mich ein ebenso wiederkehrendes

wie oft übersehenes Motiv in den Schriften Hegels entdecken lassen, nämlich die Frage nach den Auswirkungen ihrer jeweiligen Orte auf die Konkretisierungen des Geistes.

\*

Diese recht detaillierten Überlegungen zur Struktur des Buches haben mich zu weit in das gewohnte Fahrwasser geisteswissenschaftlicher Abhandlungen und mithin auf Distanz zur Anschaulichkeit geführt. Deshalb kehre ich noch einmal zum individuellen Alltagsleben und seinem möglichen Verhältnis zur Geistesgeschichte zurück. Weil ich mein Leben an vielen verschiedenen Orten verbracht habe, fehlt mir ein ohne Ambivalenz oder Skepsis feststehendes Gefühl der Existenzmitte. Mit jedem Umzug haben sich meine Weltkonfigurationen verändert und neu etabliert. Deshalb wahrscheinlich fällt es mir ziemlich leicht, in immer neue Milieus mit ihren Sprachen und Verhaltensformen einzutauchen. Freunde in Brasilien sagen, dass ich einer von denen bin, die beständig »ihre Haut wechseln« (»trocar de pele«), ohne dabei ihre Identität zu verlieren. Ob ich auf Englisch, Deutsch, Portugiesisch oder Spanisch denke und träume, hängt von den fluktuierenden Kontexten ab. Doch nur auf Deutsch spreche ich ohne Akzent, während ich nach mehr als drei Lebensjahrzehnten in Kalifornien dort auf Anhieb als sprachlich Fremder erkannt werde. So verbringe ich den größten Teil des Alltags in mehrfachen Halbdistanzen, ohne damit Exzentrik kultivieren zu wollen oder eine restlose kulturelle Zugehörigkeit zu vermissen. Nur Halbdistanz zu meiner Frau, zu meinen vier Kindern und zu meinen fünf Enkeln kann ich mir nicht vorstellen. Deshalb hat ihre Präsenz kein räumliches Maß und keinen Platz im Archipel der Denkinseln.

\*

Dagegen passt Halbdistanz zu einem unzuverlässigen Erzähler, dem die Einheit mit seinen Erinnerungen und mit der Sprache, in der er sie darstellt, nie ganz gelingt. Sie ist die einzige kontinuierliche und verbindende Perspektive, aus der ich Geschichten über mein Leben schreiben kann. Da ich diesen Auftrag übernommen habe, sollte ich nicht weiter über Bedingungen seiner Möglichkeit nachdenken, sondern mit seiner Verwirklichung anfangen. Immerhin hat der hier ans Ende kommende Blick auf die Ausgangslage meine Einstellung zu dem Projekt verändert. Ich spüre zum ersten Mal eine angenehme Ungeduld, das Erzählen aufzunehmen.

# WÜRZBURG

## Heimat der Trostpreise

»Du bist immer ein glückliches Kind gewesen.« Bis heute habe ich diesen Satz meiner Mutter im Ohr und nehme an, dass ich selbst anderer Meinung war, denn warum sonst hätte sie ihn so oft und mit einer eigenartigen Strenge in der Stimme wiederholen sollen? An besondere Momente von Schmerz oder Enttäuschung erinnere ich mich allerdings nicht, weil die frühe Lebenszeit eine durch die Worte der Eltern gefilterte Welt geblieben ist. Dass Würzburg, wo wir wohnten, am Ende des Kriegs zerbombt worden war, hatte ich bald von ihnen gehört, ohne natürlich zu fragen, wie der Krieg denn angefangen hatte; auch dass wir nach meiner Geburt zwei Jahre in einem Stationsarzt-Zimmer jener Universitätsklinik gewohnt hatten, an der mein Vater arbeitete, erzählten sie, und dass ich unbedingt in den uns umgebenden Ruinen spielen wollte, die ich für Ritterburgen hielt.

Einige Szenen und Anekdoten mit ihrem Sohn fanden meine Eltern originell genug, um sie in Gesprächen mit Verwandten, Bekannten oder Kollegen immer wieder zu erwähnen. Zum Beispiel die fromme Kniebeuge, die ich zu ihrem Erstaunen vor jedem Mittagessen machte, bis sie verstanden, dass auch die schwarz-weiß vermummten Nonnen und Krankenschwestern, mit denen ich so gerne frühstückte, auf die Knie gingen, bevor sie Brot und Kaffee zu sich nahmen. Oder die Rolle des Übersetzers, die ich für meine in Westfalen aufgewachsene Mutter spielte, wenn dankbare und in einem ihr kaum verständlichen fränkischen Dialekt sprechende Patien-